

Bericht von der Gründung der chinesischen Oral History Association

7. bis 15. Dezember 2015

Alexander von Plato

Vorbemerkung

Zur Gründung der Chinesischen Oral History Vereinigung im Dezember 2015 wurde ich als Co-Vertreter der International Oral History Association vom Veranstalter, dem Cui Yongyuan Center for Oral History, nach Beijing eingeladen. Es war ein bemerkenswertes, beeindruckendes und zum Teil befremdliches Ereignis. Meinen bisher unveröffentlichten Bericht drucken wir hier in Ausschnitten ab – passend zu dem Artikel von Alexander Freund über Oral History in China.

Die ersten Tage

Die Universität für Kommunikationswissenschaften in Beijing wurde von verschiedenen Medien-Institutionen gegründet und wird bis heute von ihnen finanziert, ist aufwendig ausgestattet, hat ca. 30.000 Studierende, die hohe Gebühren bezahlen müssen, und beherbergt auch das Center for Oral History, das vor drei Jahren von einem reich gewordenen Film- und Medienjournalisten gegründet wurde und dem Zentrum seinen Namen gab: Cui Yongyuan. Dadurch ist die Oral History auch sehr eng mit dem Fernsehjournalismus und der Filmwirtschaft verbunden. Das Zentrum liegt in einem fünfstöckigen Gebäude auf dem Campus, größer und besser ausgestattet als vergleichbare Institutionen in anderen Ländern. Besonders auffällig war die geradezu luxuriös ausgestattete Kantine mit einem vielfältigen Angebot an nationalen und internationalen Gerichten. Die einzige Mao-Figur, der ich auf dem Campus begegnet bin, steht – aus hellem Marmor – in der Eingangshalle.

Im Gebäude liegen die Büros, kleinere und größere Seminar-, mehrere Ausstellungs- und Versammlungsräume; das Zentrum ist auch sehr gut ausgerüstet mit Rechnern, Kameras, schalldichten Interviewstudios mit hochwertigen Kameras und Mikrofonen. Die Kolleginnen (ohne großes „I“, da ich dort fast nur Frauen begegnet bin) sind äußerst hilfsbereit und freundlich. Ich muss sie ständig daran hindern, mir etwas abzunehmen. Die Vizedirektorin nennt sich Helen, wenn sie mit Ausländern zu tun hat, wie sich alle anderen auch englische Namen zugelegt haben, darunter Monica Sun, unsere exzellente Übersetzerin und Betreuerin. Helen hat mich in einem „Begrüßungsinterview“ zu allem Möglichen befragt, ging aber auf keine meiner Fragen ein, besonders nicht zu grundsätzlichen methodischen Fragen oder allgemeinen Problemen mit der Zunft oder der Politik usw. Sie führen hier gerade einige sehr große Projekte durch,

neben einem Projekt zum chinesischen Film im 20. Jahrhundert (mit ca. 8.000 Befragten!) auch zur Diplomatiegeschichte des Neuen China mit Interviews früherer Diplomaten, zum Bürgerkrieg, zu chinesischen Studenten in der Sowjetunion während des Zweiten Weltkrieges, zu chinesischen Soldaten in japanischer Kriegsgefangenschaft, alles sehr aufwendig aufgenommen, für Filmvorführungen und das Fernsehen ausgelegt – für mich ein wenig zu staatstragend. Auf den ersten Blick scheinen mir nur wenige Angehörige der unteren Klassen und Schichten befragt worden zu sein.

In den ersten Tagen hielt ich zwei Vorträge und führte ein Seminar zu methodischen Problemen der Oral History durch und ein anderes zum Thema: „Die Entwicklung der Oral History in Europa nach dem Zweiten Weltkrieg. Grundlagen und Probleme.“ Der Hörsaal war voll, circa 100 bis 120 Personen. Den Vortrag hielt ich auf Englisch. Obwohl an dieser Universität für Kommunikationswissenschaften fast alle mehr oder minder gut Englisch sprechen, aber eben nicht alle, musste Monica Sun konsekutiv übersetzen, ebenso die lange Diskussion, die auf hohem Niveau stattfand. Alles zusammen hat es drei Stunden ohne Pause gedauert. Und es blieb voll bis zum Schluss. Es wurde auch über alles diskutiert inklusive der Kulturrevolution. Witzigerweise hat Monica Sun einen Begriff falsch verstanden, den ich aber gerade, wie ich glaubte, geschickt und diskret zugleich in China ausbauen wollte: den Begriff der „subversiven Kraft der Oral History“. Damit meinte ich natürlich, dass Oral History andere als die offiziellen Quellen und Perspektiven schaffe, nämlich Quellen der persönlichen Erinnerung und Erzählungen, des Familien- oder Gruppengedächtnisses, die per se im Widerspruch zur offiziellen Überlieferung oder Vergangenheitspolitik der Regierungen stehen. Monica hat dieses wohl nicht übersetzt. Das haben wir aber erst nach meinem zweiten Vortrag festgestellt. Ich hatte gehofft, damit eine Debatte über das Verhältnis von Politik und Forschung zu eröffnen. Das kam auch auf, nicht sehr vehement und nicht wegen dieses Begriffs.

Zwei Tage nach mir kamen Indira Chowdury, die damalige Präsidentin der International und der National Indian Oral History Association, und Doug Boyd aus den USA, der Leiter des bedeutenden Oral History Centers von Kentucky, an, danach weitere Repräsentantinnen der Oral History aus dem In- und Ausland. Ein Kollege kam aus Taipeh, der immer mit „a Chinese from Taiwan“ vorgestellt wurde.

Die Debatten sind alle sehr lebendig, offenbaren sehr große Unterschiede in der Methode und Interpretation. Nach meinem Vortrag wie auch nach denen der anderen gab es hinterher wieder Fotosessions und Selfies. Das Fernsehen war auch dabei. Insgesamt wird hier – wie mir nach meinen vorläufigen Eindrücken scheint – mehr Wert auf die Erhebung und Präsentation von Interviews und durch sie gewonnenes Ausstellungsmaterial gelegt, weniger bisher auf die Interpretation und Analyse.

Heute Morgen, es ist Mittwoch, der 9. Dezember, wird in den meisten Zeitungen, wie Monica Sun berichtet, auf die chinaweite Oral-History-Konferenz und vor allem auf die Ausstellungseröffnung zum chinesischen Film hingewiesen. An erster Stelle steht aber die sehr kritische Berichterstattung über den Smog. Das gilt ebenso für den Campussender, der mehrfach am Tage, von Lautsprechern übertragen, Nachrichten sendet – 15 Minuten auf Chinesisch, 15 Minuten auf Englisch. Vor dem Mittagessen hatte ich ein Drei-Stunden-Interview, eher dem Muster folgend: Frage – Antwort – neue Frage, kein wirkliches Gespräch. Dann folgte mit der Vizepräsidentin die wirklich interessante Führung durch die Ausstellung über den chinesischen Film seit den frühen

1920er Jahren quer durch alle Zeiten des Krieges, Bürgerkrieges und nach der Gründung der Volksrepublik. Sehr eindrucksvoll.

Zhoe, der Leiter des Filmprojekts, Monica Sun und ich aßen nach Ausstellung und Sightseeing-Tour abends in einer Studentencafeteria. Merkwürdigerweise war es hier kaum billiger als in meinem Hotelrestaurant. Debatten darüber, ob China sich noch zu kommunistischen Zielsetzungen bekennt, wird von ihnen wie von den meisten anderen lapidar abgebugelt mit der Feststellung: „Wir nennen uns nicht kommunistisch, sondern Volksrepublik.“ Sie wussten nicht einmal, ob in der Verfassung etwas von Sozialismus stehe. Außerdem verdunkelt die Kulturrevolution die gesamte Politik Maos, das wird immer wieder deutlich, wenn auch nicht klar ausgesprochen. Mao wird selten in einem Atemzug mit ihr genannt. Man will ihn offensichtlich nur als Gründungsvater der VR China erhalten. Wir diskutierten auch die Frage, ob es sinnvoll sei, die Geschichte der Kulturrevolution zu historisieren, also anfänglich als eine Bewegung gegen die „neue Bourgeoisie“ mit einer öffentlichen Auseinandersetzung um deren Etablierung, zu Beginn unter Beteiligung vieler Überzeugter, die wirklich aufs Land wollten, um die Bildungs- und Gesundheitssysteme aufzubauen, mit jungen Studierenden als Barfußlehrer/innen und Barfußsanitäter/innen, später dann völlig aus dem Ruder gelaufen mit Gewalt und Demütigungen, Toten und Terror sowie regionalen Schreckensherrschaften, in denen die Verschickungen aufs Land vor allem als Strafe und Ausschaltung gehandhabt wurden. Zhoe lehnt diese Überlegungen ab: Es habe sich von Anfang an um Schreckensregimente gegen Intellektuelle und Bestrafungsaktionen im politischen Kampf gehandelt. In einer späteren Debatte hat auch Indira Chowdury versucht, eine solche Historisierung vorzunehmen, hatte sich früher zu den anfänglichen Zielen bekannt, deren Umsetzung dann aber eben schrecklich endeten. Eine junge Studentin dagegen hat kein Verhältnis zu dieser Zeit, kennt nur trostlose Berichte, sieht aber, dass es heute viele Missstände in ökologischen und sozialen Bereichen gibt, mit Einschränkungen auch in wissenschaftlichen und kulturellen Feldern. Bildung sei viel zu teuer geworden; sie müsse hohe Gebühren dafür bezahlen, dass sie hier an der Universität studieren könne. Aber es gehe den meisten Leuten besser als früher, sodass die Zustände so, wie sie sind, akzeptiert oder hingenommen werden. Es sei einfacher, sich eine Gesichtsmaske aufzusetzen, als sich zu engagieren.

Später habe ich hier in Beijing eine Chinesin kennengelernt, die in einem deutschen Betrieb arbeitet. Sie äußerte sich sehr kritisch über den wachsenden Egoismus, die harten Karrierekonkurrenzen, die rein materiellen Orientierungen und das mangelnde Sozialsystem in China („Wenn Du hier schwer krank wirst und keine Anstellung hast, dann kannst Du nur noch auf den Tod warten.“). Die Gesellschaft sei auch immer aggressiver und konfliktbereiter geworden, die Zahl der Gerichtsprozesse zwischen Nachbarn, Verwandten und sogar Eltern und Kindern hätte dramatisch zugenommen. Die Reichen würden immer reicher, die Armen immer ärmer – das könne nicht lange gut gehen. Ihrer Meinung liegen die Ursachen für diese Entwicklungen in mangelnder Moral und mangelndem Glauben.

Andere sprach ich direkt auf die Einflussnahme von Regierungsinstitutionen auf Wissenschaft und Kunst an. Ich bekam einige Beispiele zu hören über Verbote von Projekten (auch Oral History Projekten), für Zensur und Druck, der ausgeübt werde, aber auch in diesen Feldern herrschte gleichzeitig der Dank vor, dass man eine so gute Ausbildung bekommen könne.

Die Eröffnung

Am Donnerstag, den 10. Dezember, gab es viele offizielle Treffen mit verschiedenen Vertretern der einzelnen Oral-History-Zentren in China, immer wieder verbunden mit gutem Essen, immerhin auch eine kleine Diskussion mit Studentinnen und Studenten. Wir machten dazwischen zahlreiche Spaziergänge, aber nicht im Zentrum Beijings, sondern vor allem auf dem Campus, hatten auch Ruhezeiten, damit sich alle auf die morgige Debatte um die Gründungserklärung vorbereiten könnten. Abends hielt Indira ihren Vortrag, der geschickt Beispiele indischer Projekte anführte, von denen sie glaubte, dass sie hilfreich für die Entwicklung der Oral History in China sein könnten.

Die erste Debatte um die Grundsatzerklärung zur Oral History am Freitag, dem 11. Dezember, war extrem lebendig und laut, wie ich überhaupt mehr und mehr das Gefühl bekam, dass Chinesen untereinander sehr laut kommunizieren. Bei manchen Auseinandersetzungen hier in China nahm ich zunächst an, dass es sich um Ehepaare oder enge Freunde handelte, die sich so gut kennen, dass sie auch geräuschvoller werden könnten. Aber nichts dergleichen. Es klingt fast immer nach einem harschen Diskussionsstil, der aber nicht kritisiert, eher als normal empfunden wird.

Es ging in dieser Debatte hauptsächlich darum, ob diese Gründungserklärung der morgen zu gründenden Oral History Association of China in den „best practises“ so ausgefeilt sein müsse, dass sie alle Eventualfälle abdecke oder nur den Rahmen abstecken solle. Ein zweites Problem betraf das Verhältnis von mündlichen zu anderen subjektiven Erinnerungsquellen. Das war eine ernsthafte und zugleich lustige Veranstaltung. Man beschloss, nicht so sehr ins Einzelne zu gehen und eher ein für die weitere Entwicklung offenes Dokument zu formulieren. Wir „Fremden“ aus dem Ausland wurden geradezu drängend aufgefordert, uns an der Debatte zu beteiligen, was wir auch taten.

Morgen Nachmittag soll dann die Eröffnungszeremonie der „Ersten nationalen chinesischen Oral-History-Konferenz“ folgen, auf der Indira als Präsidentin eine längere, Doug Boyd und ich je eine kürzere Rede halten sollten, die eher einem Glückwunschtelegramm entsprechen dürfte. Wir ahnten ja nicht, was da auf uns zukommen würde.

Die Eröffnungszeremonie verband die Ausstellung über den Chinesischen Film seit 1920 mit der Gründung der Oral History-Vereinigung Chinas. Es handelte sich um eine kolossale Fernsehshow in einem Saal auf dem Campus, in den die 1.500 Anwesenden (!) gut hineinpassten. Eine große Anzahl von Professionellen aus Presse, Fernsehen, Hörfunk und Museen mit ihren beeindruckenden Ausrüstungen hatte sich in jedem freien Raum platziert. Ein extrem weit in das Publikum und auf die Bühne reichender Kameraarm mit ausladender Schiene lieferte tolle Kamerafahrten und Bilder. Über uns, also über der ersten Reihe, waren mindestens sieben Kameras installiert, die drei überlebensgroße Bilder vom Saal, von den Beteiligten, von den auf die Bühne Kommenden usw. auf die passenden Monitore auf der Bühne zauberten. Alles war durchorganisiert, bunt, schrill, mit einer eleganten Moderatorin, die die einzelnen Teile dieser Veranstaltung liebenswürdig, aber klar durchzog. Mit Wissenschaft hatte das nichts zu tun, aber davon abgesehen kam ich als Fremder mit theaterwissenschaftlicher Ausbildung voll auf meine Kosten.

Für die Filmuraufführung und für die Ausstellungseröffnung waren alle möglichen berühmten alten chinesischen Schauspielerinnen und Schauspieler und ein US-ameri-

kanischer Drehbuchschreiber eingeladen worden, der mit seiner chinesischen Frau neben mir in der ersten Reihe saß und später am Stehpult stolz seine große Geschichte im chinesischen und amerikanischen Film andeutete.

Sie alle – einige Frauen im langen Kleid – kamen unter pathetischer Musik auf die Bühne, Filmausschnitte wurden aufgeführt, Tränen vergossen vor Rührung und vor Trauer, weil inzwischen so viele gestorben waren und weil der Chef des Ganzen, Cui Yongyuan, an Depressionen litt, aber dennoch gekommen war, um die Show mitzugestalten. Das erwähnte die Moderatorin diskret, erlitt aber dabei einen Schluchzanfall.

Er selbst, also jener Cui Yongyuan, hielt sich zunächst sehr bescheiden zurück, wurde dann aber der Star des Nachmittags. Er ist wohl der bekannteste Fernsehmoderator hierzulande, sehr reich geworden, fördert seit 13 Jahren Oral-History-Projekte nach einem Besuch in den USA, baute das Zentrum vor drei Jahren (mit) auf, dazu ein Medienmuseum und eine Bibliothek. Er ist 52 Jahre alt, ein gutaussehender Mann, mit einem glitzernden Diamanten über dem rechten Mundwinkel, sehr witzig, wortgewandt, frei redend und warmherzig auftretend: Einem uralten Filmveteranen, der aus orthopädischen Gründen nicht auf die Bühne kommen konnte, hielt er kniend von oben das Mikrofon vor den Mund, sehr zur Freude des Publikums. In seinem samtig glänzenden blauen Jackett mit rötlichem Shawl verteilte er dann Urkunden, Gründungsplaketten und Ähnliches mehr. All diese Accessoires wurde unter dramatischer Musik mit roten Tüchern verdeckt auf die Bühne getragen oder auf Tischen hereingeschoben, mit einem Tusch wurden sie dann freigezogen.

Das Publikum war voller Enthusiasmus und lautstark dabei. Fast am Ende wurde auch die Gründung der chinesischen Oral History-Vereinigung bekannt gegeben. Die Präsidentin der IOHA, Indira Chowdury, hielt eine Rede, die nicht ungeschickt das Positive dieser Show aufnahm, ohne sich allzu ironisch von ihr abzusetzen, aber in meinen Augen doch deutlich. Ich versuchte dies auf kürzere Weise, aber für Ironie war es nicht die Bühne, und Monica Sun dürfte alles abgedämpft übersetzt haben, denn zum Schluss drängte die Zeit, und sie musste deswegen die Reden zusammenfassen.

Ganz anders ging es am nächsten Tag zu, einem Sonntag (13. Dezember). In Plenar- und Parallelpanels wurden viele Kurzreferate gehalten und sehr ausführlich kommentiert. Wir drei Ausländer aus dem fernen Westen mussten in den drei Plenarsektionen kurze Einführungen und Schlussbemerkungen vortragen. Hier wurde sehr ernsthaft und sehr konzentriert diskutiert, das Niveau war hoch, die Themen breit gefächert:

- Einzelstudien – Befragungen von Individuen (manchmal aus der eigenen Familie)
- Familiengeschichtliche Projekte über Erinnerungen aus den verschiedenen Kriegen und der Kulturrevolution, darunter auch Projekte mit Veteranen aus dem anti-japanischen Krieg
- Oral History bestimmter Gruppen, unter anderem aus dem Journalismus, aus der Parteihierarchie, Angehörige des Volunteer Services in Hongkong, „Pioneers“ der chinesischen Computerindustrie, DokumentarfilmerInnen, Studierende aus der Shandong Provinz an der Militärakademie, Chinese Emigrants in Canada und andere mehr
- Transfer zwischen den Generationen zu bestimmten Themen
- Regionalgeschichtliche Projekte, darunter Befragungen ethnischer und religiöser Gruppen oder eher linguistische Projekte in mehrsprachigen Regionen

- Methodisches, darunter „How to improve the Credibility of Oral History Texts“, das Verhältnis zwischen Dokumentarfilm und Oral History, „Wem gehört die Oral History?“, Oral History and Community History, Oral History und Public History
- Oral History und archivalische Praxis, darunter auch die Digitalisierung, Rechtsfragen, ethische Probleme, Beispiel: das hiesige Frauen- und Gender-Archiv.

Ganz zum Schluss hielt der inzwischen heimgekehrte Direktor des Zentrums, Ding Junjie, eine Rede, wie ich sie schon früher erhofft hatte, die Grundsätzliches zur Oral History in China und ihre Fortschritte enthielt, aber die problematische Nähe zum Entertainment und zum Fernsehjournalismus nicht verschwieg, die Kritik aus der Historiographie und aus den anderen Disziplinen sowie den Druck der Politik erwähnte, der besonders dann zum Tragen käme, wenn Projekte mit Angehörigen unterer Klassen und Schichten durchgeführt und deren Ergebnisse publiziert werden sollten – alles ganz im Sinne der „subversive power der Oral History“. Er beendete seine Rede mit dem Vorsichtsschild: „Wir müssen uns wappnen, der Druck wird zunehmen!“

Die Veranstaltung schloss mit dem obligatorischen Massenfoto der übrig gebliebenen Gründungsmitglieder.



Foto: Alexander von Plato